

Vergessen und Erinnern.

Entwicklungstrends der europäischen Geschichtskultur

16.03.18 von 15:00 bis 17:00 Uhr in der Chiang Kaishek Memorial Hall Taipei

1

Abstract: In den ersten Jahrzehnten der deutschen Nachkriegsgeschichte hat die Bundesrepublik nach und nach einen aufklärerischen Anspruch im Umgang mit ihrer Vergangenheit entwickelt. Sie hat ihre „zweite Schuld“ (Ralph Giordano) nach Kräften versucht abzutragen.

Historische Aufklärung und Konfrontation mit der Vergangenheit haben die frühere Stolz und Vergessenskultur durch eine Scham und Erinnerungskultur abgelöst. Erinnerung und Aufklärung wurden in diesem Prozess zu einer staatlichen Identitätsressource. Die zunehmende Übernahme sakraler Formen in die zeitgenössische Erinnerungskultur und die den Umgang mit der Vergangenheit prägende Suche nach der Authentizität historischer Orte und Gegenstände lässt erkennen, dass die Bedeutung des Geschichtlichen in der Gegenwart selbst in einem Wandel begriffen ist: Die Last und Lust zusammenführende Erinnerung an eine unheilvolle Vergangenheit hat sich zum Identitätsanker und zur leitenden Orientierungsachse in einer unübersichtlicher gewordenen Gegenwart entwickelt.

Inhalt

I. Von der Schuldabwehr zur Schuldkonfrontation	3
II. Der Aufstieg der Erinnerung	6
III. Ursachen der Erinnerungskonjunktur	10
IV. Distanz und Nähe	13

Meine Damen und Herren,

Abbildung 1

Die europäische Geschichtskultur ist von einer so prononcierten Wertschätzung des Erinnerns geprägt, dass die entgegengesetzte Operation des Vergessens nur wenig Aufmerksamkeit findet und mit dem Makel des Ungehörigen belegt ist. Das ist um so bemerkenswerter, als bekanntlich keine Nation kann auf eine unschuldige Vergangenheit zurückblicken kann. Unbestreitbar aber drückt ihre Last gerade in dem Land besonders besonders tief. Der demokratische Neubeginn nach 1945 und wieder nach 1989 hat diese Vergangenheit niemals völlig in Vergessenheit geraten lassen, aber den Blick denkbar unterschiedlich auf sie gerichtet. Als der Parlamentarische Rat am 8. Mai 1949 das Grundgesetz beschloss, tat er dies nicht, um etwa an den 8. Mai 1945 in besonderer Weise zu erinnern, sondern um ihn durch Überformung unschädlich zu machen und gleichsam umzupolen: „Es ist wohl in Wahrheit“, beendete Adenauer die Sitzung nach der turbulenten Abstimmung, „für uns Deutsche der erste frohe Tag seit dem Jahre 1933. Wir wollen von da an rechnen und nicht erst von dem Zusammenbruch an, so schwer die Jahre des Zusammenbruchs auch waren“. Auch 16 Jahre später betrachtete Bundeskanzler Ludwig Erhard in einer Gedenkansprache zum 20. Jahrestag des Kriegsendes den 8. Mai nicht als eine Aufforderung zu entschlossener Erinnerung, sondern lediglich als einen Tag, „so grau und trostlos wie so viele vor oder auch nach ihm“; und ebenso argumentierte für die andere Volkspartei Willy Brandt: „Zwanzig Jahre sind genug – genug der Spaltung, genug der Resignation und genug des bloßen Zurückschauens.“

I. Von der Schuldabwehr zur Schuldkonfrontation

Zwar wurde die schuldhafte Vergangenheit auch in der Nachkriegszeit zu keiner Zeit im eigentlichen Sinne „verdrängt“ oder auch nur beschwiegen. Ernst von Salomons Romanautobiographie „Der Fragebogen“ (1951) oder Hans Scholz' Erzählungszyklus „Am grünen Strand der Spree“ (1955) erreichten in den 1950er Jahren sechsstelligen Verkaufszahlen, und das Tagebuch Anne Franks wurde in derselben Zeit zu dem am besten verkauften Taschenbuch und am meisten gespielten Bühnenstück in der Bundesrepublik überhaupt.

Abbildung 2

Abbildung 3

Doch der 1950 wiederbelebte Volkstrauertag diente „der Erinnerung an alle diejenigen, die ihre Leben für die höheren Güter der Menschheit hingegeben haben“, und machte keinen Unterschied zwischen Soldatentod und Völkermord. Den von Adenauer gegen inneren und äußeren Widerstand vorangetriebenen Entschädigungsvertrag mit Israel und der Jewish Claims Conference – in der Sprache der Zeit als „Wiedergutmachungsabkommen“ bezeichnet – billigten 1952 lediglich 11 Prozent der bundesdeutschen Bevölkerung, und die von Hermann Lübke so genannte „gewisse Stille“ der Nachkriegszeit deckte Elitenkontinuität und Persilscheinrentnazifizierung, Schuldabwehr und Schlussstrichmentalität und vor allem die verbreitete Gleichgültigkeit gegenüber all jenen Opfern, die nicht dem eigenen Kreis der Freunde und Verwandten entstammten. Die Nachkriegsgesellschaft bezog ihr Selbstverständnis aus dem Abstand zur Katastrophe des Zweiten Weltkriegs, nicht aus der Beschäftigung mit ihr, und der Kontrast von Vernichtung und Wiederaufbau prägte die lokale Kriegserinnerung noch bis zur Wahrnehmung der städtischen Weihnachtsbeleuchtung: „Wo man in jener Nacht, und noch Monate später, sich mühsam einen Weg durch

die Trümmer bahnte, strahlen jetzt wieder bunte Lichterketten, gehen frohe Menschen ihrer Arbeit nach.“

Auch nach der gegen Ende der 1950er Jahre wieder in Gang gekommenen justiziellen Verfolgung von NS-Verbrechen blieb die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit ein Randthema. Erst die Forderung des zuständigen Landrats, das Krematorium des ehemaligen KZ in Dachau abzureißen, führte 1960 zur Einrichtung eines provisorischen Museums in seinen Räumen. Eine Gedenkstätte im heutigen Sinne entstand erst 1965, und der Einrichtungsbeschluss sah zugleich den Abriss der originalen Baracken vor. In West-Berlin wiederum lehnte der Regierende Bürgermeister, Klaus Schütz, noch 1967 die Errichtung eines Dokumentationszentrums im späteren „Haus der Wannseekonferenz“ ab, um „keine makabre Kultstätte“ zu schaffen.

Solche Äußerungen wirken in unserer Gegenwart aus der Zeit gefallen. Theodor Adornos Forderung an eine gelingende Aufarbeitung 1959, „dass man das Vergangene im Ernst verarbeite, seinen Bann breche durch helles Bewusstsein“, kann in der Gegenwart für erfüllt angesehen werden. Heute gilt ein parteiübergreifender Konsens, dass die fortdauernde Auseinandersetzung mit der historischen Schuld zweier Diktaturen einen Grundpfeiler des bundesdeutschen Selbstverständnisses bilde. Die Bundesrepublik hat in den vergangenen 30 Jahren die „zweite Schuld“, von der Ralph Giordano sprach, nach Kräften abzutragen versucht. Sie hat es in einer solchen Intensität getan, dass seit der Jahrhundertwende auch nationalistischer Anwendungen unverdächtige Beobachter die „ewige Vergangenheitsbewältigung der Deutschen“ als „bekenntnisfreudigen Sündenstolz“ interpretieren und davor warnen, dass Deutschland sich mit seinem Streben nach einem „Moralmonopol“ in der Welt isoliere und an der Wahrnehmung seiner internationalen Verantwortung hindere.

Der Blick nach vorn hatten vor 50 Jahren noch keinen Platz für die Erinnerung, in der Geschichtspolitik so wenig wie in der Geschichtskultur. Geschichtsunterricht und Geschichtswissenschaft durchlitten in der Zeit des Wirtschaftswunders eine förmliche Sinnkrise. 1959 beklagte Alfred Heuss den „Verlust der Geschichte“, die es nur noch als Fachwissenschaft gebe, nicht aber mehr als lebendige Erinnerung, und 1972 begründeten die Hessischen Rahmenrichtlinien „das Bemühen um ein neues Selbstverständnis der Geschichtswissenschaft“ allein mit der aktualisierenden Überzeugung, dass „die Beschäftigung mit Geschichte sich durch einen Nachweis ihrer Beziehung zu den jeweils relevanten politischgesellschaftlichen Problemen“ legitimieren müsse.

Eine förmliche Entwertung der Vergangenheit zeigte sich nicht nur in Ostdeutschland, sondern auch im Westen am Umgang mit ihren dinglichen Überresten. Die Abrisswut der Nachkriegszeit, der mehr Bauten zum Opfer fielen als dem Zweiten Weltkrieg und 1964 Wolf Jobst Siedler zu seiner anklagenden Dokumentation „Die gemordete Stadt“ veranlasste, tauschte bereitwillig das als mangelhaft und dysfunktional empfundene Alte gegen die Verheißung der Moderne. Ein eindrucksvolles Beispiel bietet Bremen. Getreu dem Leitbild einer funktional gegliederten und aufgelockerten Stadt verlor Bremen im Wiederaufbau nach dem Krieg gleich drei seiner vier wichtigsten und sämtlich nur teilzerstörten Sakralbauten – die Jakobikirche, die Katharinenkirche und die Ansgarikirche, um Platz für Warenhäuser und Straßendurchbrüche zu schaffen. Die Abrissbirne schwang dabei unter dem Diktat einer Bauphilosophie, die der spätere Bremer Oberbaudirektor Franz Rosenberg so formulierte: „Auf eine kurze Formel gebracht, lautet das Programm der neu zu ordnenden City: Ansetzung

dessen, was in die City gehört; Entfernung dessen, was nicht dorthin gehört.“

II. Der Aufstieg der Erinnerung

Heute hingegen ist „Erinnerung“ einer der zentralen Verständigungsbegriffe unserer Zeit. Google, unser unbestechlicher Bedeutungsanzeiger für das gegenwärtig Gefragte, meldet im September 2007 für „Erinnerung“ 52 Millionen Einträge – mehr als doppelt so viele wie für „Freiheit“ (21 Mio.), sieben Mal mehr als für das Stichwort „Gerechtigkeit“ (7 Mio.), zwanzig Mal mehr als für „Gleichheit“ (2,5 Mio.) und fast vierzig Mal so viel wie für „Menschenwürde“ (1,4 Mio.). Der Wille zur Erinnerung prägt die öffentliche Gedenkkultur der Bundesrepublik, und dies bemerkenswerterweise auch und gerade dort, wo diese Erinnerung schmerzlich ist, wo sie Trauer wachruft und Beschämung erzeugt.

Alle Unterschiede in der Deutung der beiden Diktatorsysteme des 20. Jahrhunderts überwölbt die gemeinsame Auffassung, dass das Erinnern dem Vergessen überlegen sei, und wir sind uns kaum mehr bewusst, dass die Amnesie als Gedächtnisschwäche und die Amnestie als staatliche Vergebung etymologisch bedeutungsgleich sind und gemeinsam auf das griechische Verb "amnemoneo" = "aus dem Gedächtnis verlieren" zurückgehen. Die moralische Kraft des Erinnerns in unserer politischen Gegenwartskultur ist so groß, dass das NichtErinnern in Gestalt des Verschweigens, Vergessens, Verdrängens in unserem Denken eine psychische oder soziale Fehlentwicklung beschreibt, eine fatale Abwehr, die etwa Gesine Schwan als „zerstörerische Macht des Schweigens in der Politik“ angeprangert hat. In unsere Wertewelt sind Erkenntnisse der Tiefenpsychologie

eingeflossen, und in ihr bezeichnet das Vergessen ein Krankheitsbild und die Erinnerung den Weg zur Heilung – getreu Sigmund Freuds berühmtem Konzept des Erinnerns, Wiederholens und Durcharbeitens. In der Übertragung auf die innere Verfassung sozialer Gemeinschaften kehrt dieses Verständnis von Erinnerung als Gesundung in der bekannten Warnung wieder: „Wer sich der Geschichte nicht erinnert, ist dazu verdammt, sie zu wiederholen.“ (George Santayana)

Das Wort „Erinnerung“ bezeichnet das, was für die Kunstgeschichte Aby Warburg eine „Pathosformel“ genannt hat, eine sprachliche Gebärde, die unserer Zeit so sehr eingeschrieben ist wie anderen Zeiten Begriffe wie Zukunft, Fortschritt und Utopie. Dem war allerdings nicht immer so war. Von der Antike bis zur Frühneuzeit wurde die politische Gesundung ganz überwiegend nicht vom Willen zur erinnernden Verarbeitung bestimmt, sondern von der Bereitschaft zum tätigen Vergessen erhofft. In diesem Sinne verlangte Cicero nach der Ermordung Caesars im Römischen Senat die "Zerstörung jeglicher Erinnerung an die Zwietrachten durch ewiges Vergessen" (*Oblivione sempiterna delendam*). Diesem Geiste folgend, enthielten Friedensabkommen bis zum Westfälischen Frieden 1648 regelmäßig das Bekenntnis zum wechselseitigen Vergessen: „Beide Seiten gewähren einander immerwährendes Vergessen und Amnestie (*pertua oblivio et amnestia*) alles dessen, was seit Beginn der Kriegshandlungen, an irgendeinem Ort auf irgendeine Weise von dem einen oder anderen Teil, hüben wie drüben, in feindlicher Absicht begangen worden ist“. Noch im späten 19. Jahrhundert hielt Friedrich Nietzsche dem Historismus seiner Zeit die Mahnung entgegen, dass die „Übersättigung einer Zeit in Historie dem Leben feindlich und gefährlich“ sei, weil „durch dieses Übermaß [...] eine Zeit in die Einbildung (gerät), dass sie die seltenste Tugend, die Gerechtigkeit, in höherem Grade besitzt als jede andere Zeit“.

Dass andere Zeiten anderen Leitbildern folgten, versteht sich von allein. Weniger selbstverständlich ist aber die Feststellung, dass das Verhältnis von Erinnern und Vergessen sich eigentlich erst in den letzten Jahren und Jahrzehnten grundstürzend verändert hat. Wie überhaupt die dominierenden Pathosformeln jeder Zeit so öffentlich wie unbemerkt, durch den Mund der Protagonisten und zugleich hinter ihrem Rücken ihre magnetische Kraft gewinnen und wieder verlieren, so hat auch die Erinnerung ihren Triumphzug vor noch gar nicht langer Zeit angetreten. Die 17. Auflage des Brockhaus in 20 Bänden von 1968 präsentiert das Stichwort „Erinnerung“ in einer knappen halben Spalte als „die Fähigkeit, Erlebnisinhalte der Vergangenheit in der Vorstellung [...] wieder bewusst werden zu lassen“. Die 19. Auflage des mittlerweile auf 24 Bände angewachsenen Werkes braucht 1988 sogar nur fünf Zeilen, um „Erinnerung“ in der Psychologie als „Bez. für einen Gedächtnisinhalt“ und im juristischen Sprachgebrauch als Rechtsbehelf vorzustellen. Ganz anders der Brockhaus 2006, der das neu aufgenommene Stichwort „Erinnerungskultur“ auf mehr als drei Seiten erläutert und als „Schlüsselbegriff [...] im Hinblick auf die Ausbildung und Reflexion von Identität“ entwickelt.

Diesem radikalen Aufmerksamkeitswandel lag eine begriffliche Ausweitung zugrunde, die das Erinnern von einer individuellen Operation, für welche die Psychologie zuständig war, zu einem kollektiven Geschehen machte, das nun zunächst die Historiker anging und bald darauf von der Neurobiologie bis zur Literaturwissenschaft die Humanwissenschaften insgesamt. Die Stichworte dieses Paradigmenwandels lieferte der französische Soziologe Maurice Halbwachs. Er untersuchte in den zwanziger Jahren die sozialen Bedingungen des Erinnerns und führte die Vorstellung eines kollektiven Gedächtnisses in die Wissenschaft ein, die dann in den letzten Jahren

von Aleida und Jan Assmann mit der Unterscheidung von kommunikativem und kulturellem Gedächtnis weiterentwickelt wurde. Damit der im KZ Buchenwald zu Tode gebrachte Maurice Halbwachs wieder entdeckt werden konnte, bedurfte es zahlreicher Voraussetzungen: In Frankreich goss Pierre Nora seine Sorge um einen Zerfall der nationalen Erinnerungsgemeinschaft in die Formel, dass die sich auflösenden milieux de mémoire, also die Erzählgemeinschaften der Familie und der Lebensumwelt heute durch die lieux de mémoire, also durch gezielt geschaffene Gedächtnisstützen wie Denkmäler und Symbole ersetzt werden müssten. Er initiierte damit den Aufmerksamkeitsboom für sogenannte „Erinnerungsorte“, der erst in Frankreich, dann in Deutschland und Italien, schließlich in aller Welt große Verlagsvorhaben initiierte und zugleich der Gedenkstättenbewegung neue und bis heute andauernde Impulse verlieh. In der Geschichtswissenschaft brach der cultural turn seit den achtziger Jahren der Einsicht Bahn, dass Geschichte eine gesellschaftliche Konstruktionsleistung sei, in der wissenschaftliche Forschung und geschichtspolitische Inszenierung mit familiärer Erzähltradition und öffentlicher Vergangenheitsauseinandersetzung zusammenwirkten. Schließlich spiegeln sich im Aufstieg der Erinnerung auch der generationelle Umbruch der sechziger Jahre und die mit ihm verbundene Umgründung der Bundesrepublik hin zu mehr Liberalität und Pluralität. Unterstützt von der Oral-History-Bewegung einer „Geschichte von unten“, wurde die Erinnerung zur Chiffre einer politischen Kultur, die das Beschweigen der NS--Vergangenheit nicht mehr hinnehmen mochte und die Unfähigkeit zu trauern als unheilvolles Erbe betrachtete. Erinnerung, Aufarbeitung und Zeitzeugnis hießen die drei Leitmotive eines neuen Umgangs mit der Vergangenheit, der das Fach Geschichte aus seiner Grundlagenkrise befreite und sein drohendes Verschwinden

aus dem Schulunterricht in den siebziger Jahren verhinderte. Die ersten jüdischen Zeitzeugen, die oft gegen den Willen von Schulleitungen und Fachkollegien vor Schulklassen über ihr Schicksal zu sprechen begannen; die ersten Arbeitsergebnisse von Geschichtswerkstätten über die Deportation von Juden in ihrem Stadtviertel; die ersten örtlichen Spurensicherungen von Aufarbeitungsinitiativen – sie alle trugen dazu bei, eine gemeinsame Leerstelle der traditionellen Politikgeschichte wie der modernen Gesellschaftsgeschichte aufzufüllen und ihr den Blick auf das alltägliche Handeln und Leiden einzelner Menschen zurückzugeben.

III. Ursachen der Erinnerungskonjunktur

Mit dieser Rückwendung zur Vergangenheit auf dem Weg der Erinnerung verbindet sich zudem ein tiefgreifender mentaler Wandel, der sich schlagwortartig als Übergang von der Heroisierung zur Viktimisierung bezeichnen lässt. Unsere historischen Meistererzählungen, die die Nation als Held darstellen, ihren Aufstieg feiern und ihren Abstieg beklagen; sie sind außer Gebrauch gekommen. Nicht der Held steht mehr im Mittelpunkt unserer heutigen Geschichtskultur im Zeitalter der Aufarbeitung, sondern das Opfer; nicht die Heldentaten von Arminius im Teutoburger Wald über Luther in Worms zu Bismarck in Versailles bewegen uns, sondern die historischen Verletzungen, die Menschen erlitten und die Menschen verursacht haben. Unsere Gedenkstätten sind nicht mehr der Kyffhäuser, das Deutsche Eck oder das Denkmal von Tannenberg, sondern Buchenwald und Dachau, die innerdeutschen Grenzanlagen und die Neue Wache in Berlin. Der Paradigmenwechsel von der historischen Heroisierung zur historischen Viktimisierung ist kein deutscher, sondern ein europäischer, präziser: ein okzidentaler Trend. Er tritt zutage, wenn ein amerikanischer Präsident für die Versklavung der afrikanischen Bevölkerung im 19.

Jahrhundert um Entschuldigung bittet oder eine deutsche Bundesministerin der deutschen Massaker an den Hereros gedenkt; er zeigt sich bei dem Aufstieg von Gedenktagen wie dem 27. Januar zur Erinnerung an die Befreiung von Auschwitz oder dem 8. November zur Erinnerung an den Reichsjudenpogrom von 1938; er wird fassbar, wenn der Holocaust sich in den letzten beiden Jahrzehnten als zentrales Bezugsereignis eben nicht nur der deutschen, sondern der europäischen Geschichte durchgesetzt hatte. Welche Prägekraft in diesem Wandel der Geschichtskultur liegt, veranschaulicht vielleicht am nachdrücklichsten das Treffen von 22 Regierungschefs vor einigen Jahren in Stockholm, das in eine Deklaration über „Erziehung nach Auschwitz“ mündete und von dem Geist getragen wurde, „für immer gegen Genozid, Gewalt und Diskriminierung zu kämpfen“.

Der Wandel von der Heroisierung zur Viktimisierung ist ein säkularer Prozess, der sich in Deutschland in vielen Etappen vollzog: Im Geschichtsbewusstsein der letzten 150 Jahre gab es den erlösenden Helden, wie ihn Bismarck oder Hindenburg verkörperten und später die schließlich auf Hitler konzentrierte, messianische Führersehnsucht der zwanziger und dreißiger Jahre. Neben dem erlösenden Held stand der verrätene Held, der in der Dolchstoßlegende nach 1918 seinen beredtesten Ausdruck fand. Den Übergang von der Heroisierung zur Viktimisierung bereitete vielleicht schon der Typus des tragischen Opferhelden, der sich etwa mit dem LangemarckMythos von 1914, aber auch mit der propagandistischen Inszenierung des Endes der 6. Armee vor Stalingrad 1943 verbindet. Den Durchbruch der Opferperspektive brachte in Deutschland 1945 die „Stunde Null“ mit der oft als Selbstviktimisierung beschriebenen Haltung der Nachkriegsdeutschen, die sich selbst als Opfer inszenierten und die eigene Verstrickung hinter der Selbstwahrnehmung als Opfer brauner Verführung,

angloamerikanischer Bombardierung und sowjetischer Siegerwillkür verschwinden ließen.

Doch diese Opfersensibilität vollzog in den siebziger und achtziger Jahren einen einschneidenden Richtungswechsel, der in der Fachwissenschaft und ihren öffentlich ausgetragenen Konflikten die Suche nach der Erklärung für die Machtergreifung 1933 (als Millionen Deutsche zu Opfer Hitlers wurden) ablöste durch die Suche nach der Erklärung für die NSVernichtungspolitik von 1938 bis 1945 (als Millionen zu Opfern der Deutschen wurden). Die Opferperspektive schafft neue Zuordnungen. Sie ersetzt in gewisser Weise Staat und Regimenähe durch Tat und Täterschaft als Blickpunkt, und sie organisiert ihr Narrativ in den Kategorien von Tätern und Opfern statt in den Spruchkammerkategorien von Belasteten, Mitläufern und Entlasteten. Welche dramatischen Verschiebungen mit diesem Perspektivenwechsel verbunden sind, erhellt etwa der Fall Albert Speer, mit dem sich früher insbesondere der Widerstand gegen Hitlers NeroBefehl verband und heute seine Beteiligung an der Massenvernichtung durch Zwangsarbeit. Ähnliches lässt sich für den Konturenwandel sagen, den das Bild des Raketenspezialisten Wernher von Braun in den letzten vierzig Jahren erfahren hat. Auch die Ende der neunziger Jahre entbrannte Debatte über die NSVerstrickung der deutschen Historikerschaft ist ohne diesen Perspektivenwechsel nicht zu verstehen, und wie sehr sich der Widerstreit von Heroisierung und Viktimisierung in einzelnen Personen spiegeln kann, lehrt die Umwertung des Bildes vom militärischen Widerstand gegen Hitler, das seinen einstigen Monstranzcharakter mittlerweile weitgehend gegen die abwägende Auseinandersetzung mit der oft nicht auflösbaren Verflochtenheit von Widerständigkeit und Verstrickung eingetauscht hat.

Nur angedeutet sei, dass der Siegeszug der Opferperspektive in den letzten Jahren auch die Täterwelt erfasst, hat. Hierfür spricht die mit viel Resonanz aufgenommene Beschreibung des Untergangs der Wilhelm Gustloff durch Günter Grass ebenso wie Jörg Friedrichs überraschend erfolgreiches Buch „Der Brand“, welches das Schicksal des deutschen Tätervolks als Opfer im Bombenkrieg vor Augen führte. In dieselbe Richtung wies die erfolgreiche Neuverlegung des Anonymabuches, das die Leiden der besiegten Deutschen unter ihren Siegern plastisch macht. Und dass die Viktimisierung mittlerweile sogar das Zentrum des nationalsozialistischen Verbrechens erreicht hat, machte Bernd Eichingers Film „Der Untergang“ deutlich, der Hitler selbst als Opfer darstellt: als Opfer seiner Illusionen, seines Wahns, aber auch des gewandelten Kriegsglücks und des politischen Verrats.

IV. Distanz und Nähe

Gerade Bernd Eichingers Untergangsfilm machte allerdings noch etwas anderes deutlich: Unsere Erinnerungskultur bedient heute eine vielfach fast geschichtsreligiös zu nennende Suche nach dem authentischen Vergangenheitszeugnis, in dem das Relikt sich kaum noch von der Reliquie unterscheidet und etwa die Legitimation für die architektonische Neuschöpfung des Verlorenen aus der Einbeziehung originaler Fragmente wächst – im Fall der Dresdner Frauenkirche nicht anders als in dem des Berliner Schlosses oder der Potsdamer Garnisonkirche und der Berliner Mauer.

Abbildung 4

Abbildung 5

Ganz anders als etwa die DDR, für die Rekonstruktion durchaus auch Abriss und Neubau bedeuten konnte, definieren wir heute eine

denkmalgerechte Restaurierung als Auftrag zur Dokumentation historischer Gewordenheit. Der Anspruch auf Authentizität rangiert höher als die Forderung von Funktionalität oder ästhetischer Gefälligkeit, wenn bei der Neuverputzung von Altbauten die Spuren des Kampfes um Berlin Am Ende des Zweiten Weltkriegs oder im Berliner Reichstag die kyrillischen Graffiti eingedrungener Soldaten bewahrt werden – wie auch in der Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn der partielle Austausch von Bodenlinoleum und originalen Wandtapeten mit Farbkontrasten akribisch sichtbar gemacht wurde, um die DDR-Vergangenheit möglichst originalnah erlebbar zu machen.

Zwischen Überwindungswillen und Erhaltungsstreben klafft eine nicht zu schließende Lücke, die unsere Unsicherheit im Umgang mit DDR-Alltagsmuseen und mit dem Abriss des „Palastes der Republik“ im Herzen Berlins ebenso erklärt wie den raschen Haltungswechsel in Bezug auf die DDR-Grenzanlagen und insbesondere die Berliner Mauer, deren Reste zunächst nicht rasch genug beseitigt und heute nicht akribisch genug bewahrt werden können.

Die Aura des Authentischen stellt einen Mythos der Moderne dar, in dem die von Reinhart Koselleck formulierte Differenz von Erfahrung und Erwartung zur Deckung gebracht und die Vergänglichkeit der Zeit aufgehoben wird. Ihm beugen sich die großen zeitgeschichtlichen Museen in Deutschland, die in ihrer Sammlungspolitik nach dem „Fluidum des Singulären“ und dem „Unikat mit eigener Ausstrahlung“ Ausschau halten. Wie unwiderstehlich und selbstverständlich in unserer Gegenwart historische Ausstellungen von ihren auratischen Objekten her gelesen werden, veranschaulichte 2013 die Pressereaktion auf eine Ausstellung zur Geschichte der RAF in Stuttgart, die vollkommen selbstverständlich die Authentizität des gezeigten Mördermotorrads ins

Zentrum der Betrachtung stellte, ohne die Frage nach den ethischen Grenzen der Originalitätssehnsucht überhaupt zu berühren.

Abbildung 6

Die Authentizitätssehnsucht unserer Zeit ist nicht nur stark genug, um das Relikt in eine Reliquie zu verwandeln, sondern auch stark genug, alle Vorbehalte gegen Georg Dehios konservatorischen Leitsatz „Konservieren, nicht rekonstruieren“ so weit auszuhebeln, dass das Imitat sich dem Original anverwandelt. Die Grenzen dieses kulturellen Diskurses sind Gegenstand der Selbstverständigung der Denkmalpflege und Städteplanung in unserer Zeit, und die Grenzziehungskonflikte spielen sich vor unseren Augen ab, die wir staunend erleben müssen, wie alte Gewissheiten über die Unwiederbringlichkeit des Verlorenen über den Haufen geworfen werden. Wenn in Deutschland im Krieg oder in der Nachkriegszeit zerstörte Schlösser und Kirchen oder ein ganzes Altstadtviertel in historischer Originaltreue wieder aufgebaut werden, steckt darin die Überzeugung einer gewährten Authentizität, die die „authentische“ Rekonstruktion vom „kitschigen“ Nachbau im Stile von Disneyland unterscheidet. Die Schaffung und Bewahrung „authentischer Orte“ stellen auch in der Gedenkstättenpraxis die entscheidende Richtschnur des geschichtspolitischen Handelns dar. „Authentische Erinnerungsorte“ antworten auf die „Sehnsucht nach Echtheit und Erlebnis“, und sie bedienen ein weit über die Geschichtskultur hinausweisendes Bedürfnis, die dem Originalen eine besondere Aura, eine besondere Strahlkraft, ein besonderes Fluidum beilegt, wie sie am stärksten die Figur des Zeitzeugen verkörpert.

Abbildung 7

Im Zeitzeugen wie im Erinnerungsort begegnen sich die gegenläufigen Bewegungen unserer Zeit, die auf erinnerndes Festhalten wie auf befreiende Aufarbeitung zielen, und zusammen erzeugen sie früher

unbekannte Phänomene einer historischen Lust auf die historische Last, wie sie sich an der wachsenden geschichtstouristischen Erschließung von Orten mit Vergangenheitsbürden abzeichnet. Nürnberg, die Stadt der nationalsozialistischen Reichsparteitage mit ihren verrottenden Prunkbauten stellt einen solchen Schattenorte dar, der seine einstige nationalsozialistische Indienstnahme früher gerne so schamhaft versteckte wie die ehemalige „Hauptstadt der Bewegung“ München, die sich als Stadt der „heiteren Spiele“ von 1972 zu inszenieren versuchte, oder ein Ort der NS--Verfolgung, der arglos mit dem Postkartenmotto „Gruß aus Flossenbürg“ für sich warb.

Abbildung 8

Heute geht die Stadt Wolfsburg so freimütig mit ihren braunen Wurzeln als Stadt des KDF-Wagens wie der Berliner Kurfürstendamm mit seiner Pogromvergangenheit um

Abbildung 9

und haben die einstige lokalpolitische Frontstellung zwischen Angreifern und Verteidigern der vermeintlichen Nestbeschmutzung, wie sie etwa in Passau noch in den achtziger Jahren stark war, längst hinter sich gelassen.

Nicht organisiertes Vergessen, sondern gezieltes Erinnern leitet uns, wenn im vergangenen Jahr das Dortmunder Polizeigefängnis Steinwache zur Förderung durch Bundesmitteln eingereicht wurde, „um einen in der deutschen Gedenkstättenlandschaft einzigartigen Erinnerungsort zu schaffen“, der „den Zusammenhang zwischen NS--Terrorsystem und Stadtraum vor Ort vermittelt“. Nicht mehr verstocktes Schweigen, sondern prononciertes Bekenntnis der lokalen Last leitete auch die Stadtväter, die dem Vorhaben in einer Dringlichkeitsentscheidung zustimmten, weil „ein genauer Blick auf die Geschichte der Steinwache die Schnittstelle zwischen dem reichsweiten

Terrorsystem und der Stadtgesellschaft Dortmunds“ erkennbar macht. Schattenorte stoßen zugleich ab und ziehen an. Sie unterscheiden sich darin von schlichter Nostalgie, dass sie eben nicht eine „gute alte Zeit“ herbeisehnen, sondern deren gebrochene Vergangenheit sichtbar machen. Entsprechend kennt zumindest die deutsche Geschichtskultur zwar Schattenorte, aber sie kennt keine Heldenstädte – selbst Leipzig als eigentlichem Ort der friedlichen Revolution von 1989 kommt dieser aus der SU entlehnten Ehrentitel nur in ironischer Zitierung zu.

Ebenso wie der Holocaust in den letzten dreißig Jahren zum negativen Gründungskonsens der Bundesrepublik aufgestiegen ist, so ist der Schattenort zu einer heimlichen Leitkategorie unserer Erinnerungskultur geworden. Schattenorte spiegeln zum einen den Willen zur Vergangenheitsüberwindung durch politische Distanzierung, wissenschaftliche Erhellung und erinnerungskulturelle Aufbereitung, und sie nähren zum anderen die Sehnsucht nach einer Vergangenheitsvergewisserung, die aus der Nähe zum Gestern identitätsstiftende Geborgenheit bezieht. In einer Zeit, die Zukunft nicht mehr als Versprechen des Besseren versteht, sondern als Fortsetzung der Gegenwart, verschiebt diese Doppelbewegung von Attraktion und Abscheu den Charakter des geschichtlichen Schattens. Er kann vom Odium zum Asset werden, vom Schandmal zum Alleinstellungsmerkmal, „vom Stigma zum Standortfaktor“, und auf diese Weise gerät das Grauen zur „touristischen Unterrichtungstafel“, wie der offizielle Name der braunen Lockschilder für Autofahrer lautet.

Abbildung 10

Abbildung 11

Der sogenannte Dark Tourism tritt auf der „Berliner Geschichtsmeile“ so anziehungsmächtig in Erscheinung wie in der historischen Pilgerfahrt auf den Obersalzberg, an die innerdeutsche Grenze und nach Peenemünde

im Norden, und er sichert den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs zum 100. Jahrestag des Kriegsausbruch ein ebenso anhaltendes Besucherinteresse wie dem sogenannten KZ-Tourismus, der neue Phänomene wie das „AuschwitzSelfie“ hervorgebracht hat und das „KZ-Souvenir“.

Abbildung 12

Abbildung 13

Reisen zu den Stätten des Grauens von AuschwitzBirkenau bis zu den Killing Fields von Kambodscha bot eine Reisebeilage, die der Zürcher TagesAnzeiger 2003 vertrieb und um eine Reisezielauswahl ergänzte, die von Pompeji über die Wolfsschanze bis zum Ground Zero reichte. „Ob angloamerikanische Reiseanbieter, Wirte koscherer Lokale in Prag, Besitzer von Verkaufsständen mit holzgeschnitzten Shtetlmusikanten in den Krakauer Tuchhallen oder Anbieter von KZMemorabilia in Auschwitz, Theresienstadt und demnächst auch in Buchenwald, inzwischen leben ganze Fremdenverkehrswege vom medial inszenierten geschichtlichen Interesse“, bilanzierte vor einigen Jahren eine Studie, die herausarbeitete, dass sich das Besucherverhalten in Museum und KZGedenkstätten verblüffend stark ähnele.

Diese paradoxe Verschränkung von Helligkeit und Dunkelheit kommt im Siegeszug des Projekts Stolpersteine zum Ausdruck: Es hat die historische Last von einer Stigmatisierung der einzelnen Stadt zu einem gesamtdeutschen Definitionsmerkmal der zeitgenössischen Stadt gemacht, dem zu Gedenktagen auch die deutsche Fernsehprominenz Tribut zollt.

Abbildung 14

Aber handelt es sich überhaupt noch um Konfrontation oder nicht längst um bequeme Identifikation mit der Schuldüberwindung? Und können wir unter diesen Umständen noch von Schattenorten im eigentlichen Sinne

sprechen, wenn der oben zitierte OB von Dachau sich darum sorgt, das bisher leider vor allem München vom Greuel tourismus profitiere und für seinen Standpunkt mit dem Ausspruch wirbt: „Nach dem KZ rennen die Leute ins Hofbräuhaus"? Oder deutet die bereitwillige Annahme und Kommerzialisierung historischer Bürden zumindest für die deutsche Geschichtskultur an, dass wir von der einstigen Stolz und späteren Schamkultur in eine neue Phase der historischen Akzeptanzkultur eingetreten sind, in der sich positives und negatives Gedächtnis so zusammenfinden wie im Kopf der Touristinnen, die auf den Stelen der Topographie des Terrors ein Sonnenbad nehmen?

Abbildung 15

Annäherndes Erinnern und distanzierendes Lernen markieren die beiden großen Zugkräfte unseres heutigen Umgangs mit der Vergangenheit. Sie verbinden den Wunsch nach Vergangenheitsüberwindung durch moralische, wissenschaftliche und politische Befreiung mit der Sehnsucht nach einer Vergangenheitsvergewisserung, die in der erfahrenen Nähe zum Gestern einen wesentlichen Teil der identitätsstiftenden Geborgenheit erlebt. Deswegen trifft unsere Erinnerungskultur der Vorwurf der bloßen Nostalgie nicht; wir wollen die Vergangenheit mit einem Wort von Nietzsche „richtig lesen“, aber wir wollen sie nicht leben. Es ist gerade die Versöhnung von kritischer Aufarbeitung und authentischer Erinnerung, die den Geschichtsboom unserer Zeit erklärt und ihm seine fast religiöse Kraft verleiht: In der möglichst unmittelbaren Begegnung mit einer Vergangenheit, die wir weder zurückwünschen noch vergessen wollen, versichern wir uns im Tiefsten der eigenen Unvergänglichkeit, und in dieser Sicht stellt die Erinnerung eine säkulare Erlösungsformel unserer Zeit dar.